

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit

Band: 24 (1972)

Heft: 12

Rubrik: TV-Tip

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorvisionierungen beim Schweizer Fernsehen?

Die Herren vom Ressort, das befremdlicherweise «Theater» heisst, wurden nervös. Alle verlangten plötzlich vollständige Information. Eigentlich sollte ja nur den gefügigen Journalisten Gelegenheit gegeben werden, ein paar nette Zeilen zu einer netten Photo zu schreiben, diesmal über das Fernsehspiel «Familienobé» von Werner Schmidli und Joseph Scheidegger. Doch Schmidli, Schriftsteller in Basel, versicherte, seins sei kein nettes Stück, und sein Hauptdarsteller Ruedi Walter doppelte nach, es würde auf jeden Fall nichts Lustiges sein. Da war's um die Gemütlichkeit schon geschehen, und die Frage lag in der Luft, warum man denn so angestrengt sachkundig von etwas spreche, das die wenigsten Anwesenden gesehen hatten.

In Schmidlis vorerst verborgenem Stück beschliesst die Familie, ausnahmsweise nicht fernzusehen, weil Mutter Geburtstag hat. Man kommt plötzlich ins Reden, und Verdrängtes schwimmt obenauf. Ähnlich muss es Ressortchef Bernhard Enz ergangen sein. Unversehens redeten alle von dem, an dem bei «Pressekonferenzen» sonst zuverlässig vorbeigeredet wurde. In seiner Verzweiflung nahm Enz, mit der Würde eines grossen Verträsters, als unverbindliches Postulat entgegen, den Wunsch nicht nur der Journalisten, sondern auch der Autoren und Regisseure, man möchte gemeinsam Sendungen vorvisionieren und diskutieren. Es hiess, man werde sehen, was sich tun lasse.

Nur keine Kritiken am Sendetag

Vorvisionierungen waren für das Deutschschweizer Fernsehen bisher ein heikles Sujet, um das man sich herumdrückte, wie es gerade ging, in der Hoffnung, die Kontrahenten möchten nicht allzusehr insistieren und lästig werden. Man hielt die Presse, deren Neugierde fürs Fernsehen gefährlich zunahm, bei schmaler Kost, in der irrgen Annahme, sie würden sich schon ans Kurzfutter gewöhnen. Man zeigte ihr Lebensläufe, Resultate von Publikumswettbewerben und dergleichen Nebensachen an. Bloss für die Besichtigung der Fertigfabrikate verwies man sie auf die Sendetermine. Aber vielleicht hatte man an jenem Abend gerade keine Zeit, oder das deutsche Programm versprach mehr. Und fast sicher besass man keinen Farbempfänger. Nicht dass Kritik gänzlich unerwünscht wäre oder die Fernsehleute ein Übermass an Publizität fürchteten. Doch argwöhnen sie, Besprechungen, die am Sendetag erscheinen, könnten die sakrosankten, lebenswichtigen Sehbeteiligungen und damit langfristig die Budgets ungünstig beeinflussen. Nicht nur «schlechte» Kritiken, wird vermutet, würden sich verderblich auswirken. «Gute», die eine Sendung etwa gar zum Kulturgut erhöben, könnten die Freunde der guten Unterhaltung verscheuchen. Das ZDF jedenfalls bot seine Produktionen der Pres-

se eine Zeitlang zur Vorvisionierung an, kam dann aber aus den genannten Gründen wieder davon ab.

Für eine qualifizierte Kritik

Beim Deutschschweizer Fernsehen, doch auch bei andern Sendern, sieht man also wieder einmal nicht weiter als bis zur eigenen Nasenspitze. Denn auf die Dauer würde dem Hause ein gelöstes, offenes Verhältnis zur Presse mehr nützen als der jetzige Dauerkampf. Es müsste die Fähigkeit einschliessen, auch einmal ein krasses Fehlurteil hinzunehmen. Durch die Klage des unbekannten Fernsehmannes über die böse Presse zieht sich immer dieses Leitmotiv die Kritik sei nicht qualifiziert. Dafür müssten doch erst die Voraussetzungen geschaffen werden, und das liegt nicht bei den Kritikern allein! Aber wer weiss, vielleicht liegt es auch in der Eigendynamik der bürokratisch verfassten Television, keinem dritten, schon gar nicht einer ungenügend kontrollierten Presse, zu erlauben, sich in die Kommunikation mit dem Publikum einzuschalten. Es sei denn, dieser dritte werbe für sie.

Pierre Lachat



«Schule der Frauen»

Ab Mitte Juni zeichnet das Schweizer Fernsehen im neuen TV-Studio Zürich-Seebach in Farbe die Oper «Die Schule der Frauen» von Rolf Liebermann (nach der gleichnamigen Komödie Molières) auf. Es singen und spielen Mitglieder der Schweizer Städtoper unter der Leitung von Armin Brunner. Regie führt Leo Nadelmann. Das Schweizer Fernsehen strahlt die Aufzeichnung Mitte Januar 1973 zum 350. Geburtstag Molières aus.



23.Juni, 22.50 Uhr, ZDF

Ludwig

Requiem für einen jungfräulichen König von Hans Jürgen Syberberg

König Ludwig II. von Bayern: ein grosser Einsamer, Unverständener? Ein depressiver Typus mit Hang zum Grössenwahn? Ein Bankrotteur an der Spitze des Staates? Ein Opernimpresario oder einer der bedeutendsten Mäzene? Oder ist das schon eine mythologische Figur, ein «Märchenkönig», der sich den Historikern entzieht und in die Sage eingeht? Ei-

ne so schillernde Persönlichkeit reizt zu vielerlei Deutungen und entzieht sich zugleich durch ihren Facettenreichtum fast allen Deutungsversuchen: Streng analytisch ist diesem Ludwig nicht beizukommen. Für den Autor und Regisseur Hans Jürgen Syberberg ist Ludwig und seine Umwelt Legende geworden, Legende eines Lebens, die sich in vielen Stationen einer einzigen Nacht darzustellen scheint. Zeitgenössische Berichte, Ludwigs eigene Niederschriften, Originalphotos, Entwürfe für eine Vielzahl von Schlössern und die Bühnenbilder der von Ludwig geförderten Opern Wagners fügen sich zu Traumstationen einer Götterdämmerung, die für sich Authentizität beanspruchen und sich gleichwohl mit Szenen aus Karl Mays Ludwig-Roman und Wagners szenischen Einfällen decken.

27.Juni, 20.20 Uhr, DSF

Praktische Medizin

Aufzeichnung einer Reportage aus dem Krankenhaus vom Roten Kreuz in Zürich-Fluntern

Das Privatspital als Arbeitsort der selbstständig praktizierenden Ärzte hat die gleichen Alltagsprobleme wie jedes Spital. Problem Nummer eins ist für die meisten Spitäler der Mangel an Pflegepersonal, insbesondere Krankenschwestern. Wie man Krankenschwester wird, welche mannigfaltigen Aufgaben der ausgebildeten diplomierten Krankenschwester je nach Neigung harren, will die Aufzeichnung einer Reportage aus dem Krankenhaus vom Roten Kreuz in Zürich-Fluntern zeigen.

27.Juni, 22.50 Uhr, ZDF

«Die hab' ich satt...»

Biermann singt Biermann

An einem Tag des vergangenen Jahres besuchten Freunde aus dem Westen den in Ost-Berlin lebenden und dort geächteten politischen Liedermacher und Balladensänger Wolf Biermann. Im illegalen Gepäck hatten sie Farbfilmkamera und Mikrophon. Zum erstenmal seit 1965, dem Jahr, in dem die DDR ihn für die Öffentlichkeit sperrte, konnte Biermann seine Lieder und Gedichte selbst vortragen. «Nun bin ich dreissig Jahre alt und hab' im Leben schwer bezahlt...» Biermann sagt, er habe die «Bilanzballade», die mit dieser Zeile beginnt, vor vier Jahren geschrieben – doch sie stimme immer noch. Wolf Biermann, dem im eigenen Land keiner zuhören darf, dessen Stücke dort nicht gespielt und dessen Gedichte dort nicht gedruckt werden dürfen, hat sich nicht unterkriegen lassen. Was in Ost-Berlin aufgezeichnet und in den Westen geschmuggelt wurde – Hetzlieder gegen den Krieg und Lobpreisung des Friedens,

Lieder der Freude und Melancholie, politische Lieder – mag einmal bewertet werden wie des Malers Emil Nolde «unge malte Bilder». Wünschen und Hoffen, Leiden und Mit-Leiden, Freude und Traurigkeit gewinnen den Ausdruck einer nur vielleicht in dieser Einsamkeit möglichen Intensität.

Biermann ist Kommunist geblieben, in den Jahren der Abgeschlossenheit ein «immer besserer» Kommunist geworden. Wahrscheinlich wird gerade deshalb seine Stimme drüben von den Offiziellen unterdrückt. Aber auch auf dieser Seite der von ihm wie keinem anderen dichterisch beklagten Grenze will mancher seine Lieder nicht gern hören. Er ist und bleibt ein Unbequemer. Doch wer wollte Wolf Biermann das Recht absprechen, von seiner Wahrheit zu singen.

30.Juni, 20.20 Uhr, DSF

Die Sackgasse

Zum Drogenproblem in der Schweiz

«Die Sackgasse» nennt sich eine vom Ressort «Sozialfragen» des Deutschschweizer Fernsehens (Leitung: Dr. Guido Wüest) produzierte Dokumentation über das Drogenproblem in der Schweiz. Eine Autorengruppe, gebildet aus TV-internen und -externen Mitarbeitern, hat dabei versucht, eine Analyse des zunehmenden Drogenkonsums in der Schweiz zu erarbeiten. Ausgangspunkt der Analyse sind die Darstellung der Drogen-Subkultur bzw. des Drogenkonsums einerseits und der entsprechenden Reaktionen der Gesellschaft andererseits. Die Sendung will aber nicht bei einer Darstellung der verschiedenen Verhaltensweisen stehenbleiben. Sie möchte zeigen, dass sowohl die Entstehung der Drogenkultur als auch die daraus resultierende gesellschaftliche Reaktion nicht zufällig sind, sondern einander bedingen und vom Zustand der betroffenen Gesellschaft abhängig sind.

Die Sendung ist in vier filmische Kapitel gegliedert. Das erste Kapitel, «Das Delikt», versucht die Drogensituation aus der Sicht von Polizei und Justiz aufzuzeigen. Das zweite Kapitel, von den Autoren mit «Subkultur» umschrieben, wird in erster Linie von den Aussagen des «Drogenprofessors» Timothy Leary geprägt. Leary erklärt, weshalb es seiner Ansicht nach zu den verschiedenen Drop-out-Bewegungen in der ganzen Welt gekommen ist und welche hauptsächlichsten Ideologien dahinterstecken. Das dritte Kapitel, «Die Kehrseite», handelt von Willy, einem 23jährigen Fixer. Willys Aussagen über seine Minderwertigkeitskomplexe und deren Ursache, wie er vom Alkohol- und Medikamentenkonsum schliesslich zur Drogen kam, bilden zusammen mit den Aussagen von Leuten aus seiner unmittelbaren Umgebung das Psychogramm eines typischen Drogenabhängigen. Losgelöst vom Beispiel Willy, nimmt der Psychiater Dr. A. Uch-



«Die Sackgasse» nennt sich eine vom Ressort Sozialfragen des Schweizer Fernsehens produzierte Dokumentation über das Drogenproblem in der Schweiz

tenhagen zu den Hintergründen des Drogenkonsums und deren Deutung Stellung. Das vierte Kapitel, «Konformisten, Rebellen, Ausgeflippte» betitelt, zeigt auf, dass nach Meinung der Autoren der Drogenkonsum und anderer Ausdruck der Drop-out-Bewegungen erst Folgen einer falschen Reaktion der Gesellschaft auf die jugendliche Subkultur sind. Die Autoren vertreten die Auffassung, dass das Drogenproblem nicht als individuelles, innerpsychisches Phänomen betrachtet werden dürfe, sondern als gesellschaftliche Erscheinung zu analysieren sei.

1.Juli, 15.30 Uhr, ARD

Louis Armstrong – Mythos des Jazz

Am 6.Juli 1971 starb der «King of Jazz» Louis Armstrong. Zum einjährigen Todestag des berühmten Jazz-Musikers haben Joachim E. Berendt und Svein Erik Börja eine Sendung zusammengestellt, die Höhepunkte aus verschiedenen Phasen der Armstrong-Karriere bringt. «Satchmo» wird einige seiner grössten Erfolge spielen und singen. Im Mittelpunkt der Sendung steht eine Huldigung einiger der grössten Trompeter der Jazz-Geschichte an Louis Armstrong, bei der Dizzy Gillespie sagt, was alle die anderen denken: «Wenn es Louis Armstrong nicht gäbe, gäbe es keinen von uns.» In einem Ausschnitt aus einer Fernsehsendung, die Joachim E. Berendt 1961 in New York produziert hat, erklärt Louis Armstrong, wie er zu dem Namen «Satchmo» gekommen ist und welches seine schönsten Jugenderinnerungen an die Entstehungszeit des Jazz in New Orleans sind.

2.Juli, 20.15 Uhr, ARD

Der Mann mit dem zweiten Gehirn

Buch, Regie: Jacques Doniol-Valcroze

Ein Hubschrauber landet auf dem Dach eines grossen Krankenhauses. Ein junger Mann hat einen schweren Autounfall gehabt: Er liegt im Sterben, sein Gehirn ist schwer verletzt. Der berühmte Neurologe Professor Marcilly hat seit Jahren nur an einem Ziel gearbeitet: der Transplantation eines menschlichen Gehirns. Mitten in der Nacht ruft er jetzt seinen wichtigsten Mitarbeiter Dr. Degagnac zu sich. Sie wollen versuchen, zum erstenmal ein Gehirn zu verpflanzen. Der Empfänger wird der junge Mann aus dem Hubschrauber sein. Und Degagnac soll die Operation durchführen, denn der Spender wird Professor Marcilly selbst sein – er ist unheilbar herzkrank und hätte nur noch kurze Zeit zu leben.

Das Experiment gelingt. Einige Monate später wird der «neue Marcilly» aus der Klinik entlassen. Er entdeckt seinen neuen Körper, sein neues Gesicht – er ist irritiert von seiner Jugend. Er ist wieder zwanzig – und weiss doch schon alles, was man mit Sechzig weiss. Marcilly erfährt das Tag für Tag, nicht ohne die Ironie der Situation zu empfinden. Vor allem: Wer ist der Mann, dessen Körper er da übernommen hat? Nach und nach bekommt Marcilly heraus, dass er Deutscher ist, Rennfahrer, verheiratet mit einer schönen, jungen Italienerin. Und er heisst Franz Eckermann.

Die Neugier, etwas über das Leben seines neuen Körpers zu erfahren, bringt Marcilly in komplizierte Situationen. Und eines Tages weiss er nicht mehr, ob er Marcilly ist oder Eckermann ...

3.Juli, 20.20 Uhr, DSF

Effi Briest

Fernsehfilm nach dem Roman von Theodor Fontane

Die 17jährige Effi, Tochter des Ritterschaftsrats Briest, wird mit Baron von In stetten verheiratet. Effi schätzt diesen korrekten und vornehmen Mann, aber sie liebt ihn nicht. Zwischen ihr und einem jungen Major bahnern sich Beziehungen an, die zu einem «Fehlritt» der romantischen und verspielten jungen Frau führen. Mehrere Jahre nach dieser Affaire findet der Ehemann ein Bündel kompromittierender Briefe, fordert jenen einstigen Liebhaber seiner Frau zum Duell und tötet ihn. Die Ehe wird geschieden, und Effi lebt einsam und von ihrer Tochter getrennt in Berlin. Erst als ihr Gesundheitszustand bedenklich wird, darf sie, auf Drängen des Arztes, noch einmal an die

Stätte ihrer sorglosen und verspielten Jugend zurückkehren. Dort erlebt sie mit den Eltern zusammen eine kurze Besse rung, aber der Tod ist nicht mehr aufzu halten.

Theodor Fontane hat diesen Roman um die Jahrhundertwende in Pommern und Berlin angesiedelt. Obwohl uns die geschilderten gesellschaftlichen Verhältnisse und Maximen nur noch sehr schwer verständlich sind, so überzeugt und berührt doch immer wieder die klare und eindringliche Schilderung der Figuren.

3.Juli, 23.00 Uhr, ARD

Die Rotstrümpfe

Amerikas radikale Frauenbewegung Women's Lib

Sie sind unbequem, die Frauen von Women's Lib, der Frauenbefreiungsbewegung in den USA; auch heute noch, nachdem das grosse Aufsehen um die streitbaren Mädchen vorerst vorbei ist. Sie haben inzwischen ihren festen Platz im amerikanischen öffentlichen Bewusstsein, wenn auch als Aussenseiterinnen. Die Feministen machen Aktionen in Gerichtssälen und bei Parlamentshearings, sie kämpfen gegen Männerherrschaft und Frauenunterdrückung. Schwarze Women's-Lib-Frauen setzen sich in ihren Gruppen für Aufklärung über Geburtenkontrolle und Abtreibung ein, sie organisieren Kindertagesstätten und Informationszentren für Frauen.

Eberhard Leube stellt in seinem Bericht verschiedene Gruppen der Frauenbewegung vor, auch einzelne Mitglieder mit ihren Ideen, wie sie sich eine frauengerechtere Zukunft denken.

lich bin mit dieser Leichten Welle, mit der Ur-Welle, wenn ich so sagen darf, eng verbunden, habe ich doch an die 300 selber zusammengestellt und präsentiert. Der Titel – übrigens eine Erfindung von Hans Gmür – ist sehr leicht zu definieren. Auf Wellen senden wir, leicht und unterhaltend soll es sein. Wir haben schon damals mit Plattenneuheiten gearbeitet, aber doch vielmehr Musikstücke gespielt, die einen direkten Bezug auf den vorangegangenen Textbeitrag hatten. Und Textbeiträge brachten wir aus vielen Teilen Europas, so Theodor Haller aus England, Karl Zukunft aus Wien. Wir brachten Glossen aus Frankreich, Italien, Skandinavien und Berlin. Ich glaube, heute sagen zu dürfen, dass diese Sendung bei sehr vielen Leuten sehr gut ankam, aber sie war leider zu teuer.

Als dann im Jahre 1969 der Ruf der jungen Radiohörer nach Sendungen, die speziell auf sie zugeschnitten sind, unüberhörbar wurde, beschloss man, die Leichte Welle in Junge Welle umzutaufen und gleichzeitig vom zweimaligen auf fünfmaliges Erscheinen in der Woche umzustellen. Die Sendezeit war im grossen und ganzen dieselbe geblieben: zwischen 18 und 19 Uhr, aber es wurde nun und wird eigentlich immer noch jeden Tag ein anderes Publikum angesprochen. Am Montag kommt aus dem Studio Basel Albert Werners «Sali mitenand», für Beat- und Popfreunde. Am Dienstag im Turnus aus Basel, Bern und Zürich der «Klingende Kompass» aus Richtung Süd, West oder Nord, mit Musik für Schlagerfreunde. Der Mittwoch ist den Liebhabern des Folk-song aus aller Herren Länder gewidmet, und am Donnerstag richten wir uns an volkstümlich Interessierte. Der Freitag – der Grossvater der Leichten-Welle-Sendetage – ist gesondert zu betrachten. Unter dem Titel «Was git's Nöis» bringen wir in diesen 40 Minuten sozusagen ausschliesslich Ankündigungen von Veranstaltungen, die eigentlich nur ein Kriterium erfüllen müssen: Sie müssen unterhaltend sein. Im Laufe der Zeit gab es dann allerdings so viele Anlässe durchzugeben, dass wir einschränken mussten. Entweder gab uns der Interpret Grund zur Durchsage, oder die Veranstaltung hatte karitativen Charakter. Und die Durchsagen volkstümlicher Veranstaltungen wurden dem Donnerstag-«Fyraabig» überwiesen, allerdings auch dort mit den Einschränkungen: Jubiläen oder Anlässe von mindestens regionaler Bedeutung werden berücksichtigt, normale Dörfeliste im allgemeinen nicht.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie sich das Musikgenre von Montag bis Donnerstag verteilt, muss man sich fragen: Was bleibt für den Freitag? Unter dem Titel «Was git's Nöis» darf natürlich nur «Nöis» verbraten werden und nach Möglichkeit erst noch Amerikanisches, weil nämlich die anderen Leichten Wellen alles andere bringen.

Ich habe eben wieder «leichte» Welle gesagt, nachdem vorher von der «jungen» Welle die Rede war. Das ist ganz einfach: Wir haben nach zwei jungen Jahren die Welle wieder leicht werden lassen. Nach-

dem wir nämlich gemerkt hatten, dass wir noch eine viel grössere Hörerschaft erreichten als nur die Jungen, und nachdem wir auch gemerkt hatten, dass die Wellen in ihrer Vielfalt unserem Publikum so ziemlich zusagten, kehrten wir eines Tages ohne Brimborium und ohne Auswirkungen auf den Sendungscharakter wieder zur alten Bezeichnung Die Leichte Welle zurück.

Und wenn Sie mich nun fragen, wie wir vom Radio merken, wann eine Sendung dem Publikum gefällt, so kann ich Ihnen sagen: indem wir eben nichts merken. Wenn's hingegen nicht gefällt, dann hagelt es Telephone und Briefe. So einfach, so leicht ist das. Ulrich Beck

...und aus der Sicht des Kritikers

Es gibt beim Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz ein starres Programmschema. Das hat sein Gutes: Der Hörer weiß genau, wann er Nachrichten empfangen kann, wann die Sendungen für den Jazzfreund, für die Frau, für die Kranken und für die Kinder ausgestrahlt werden. Es lässt sich, falls man mit Begeisterung Radio hört, ein Stundenplan aufstellen, der sich etwa in Pflichtstunden und fakultative Hörzeiten unterteilen liesse. Das Radio macht es mit seinem Schema vor allem den Pünktlichen und Pflichtbewussten leicht. Wer rhythmisch zu leben weiß – was sehr gesund sein soll –, der findet bei Radio DRS eine Menge Unterstützung.

Es hat nun dieses Programmschema aber auch seine Schattenseite. Es wird dabei alles ein wenig eng und stur. Darunter leidet gerade die an sich recht hübsche Unterhaltungssendung zwischen «Von Tag zu Tag» und den allabendlichen Sportmitteilungen. Die Leichte Welle droht in ihrem eigenen Schema zu erstarren: am Montag stur «Sali mitenand», am Dienstag nicht minder stur stets der «Klingende Kompass», am Mittwoch unausweichlich Folk-songs, am Donnerstag mit unheimlicher Regelmässigkeit Volksbüttliches und jeden, aber auch wirklich jeden Freitag – Karfreitag ausgenommen – Vorschauen auf Kommendes. Es wäre, auch der Unterhaltung zuliebe, eigentlich sehr angenehm, wenn man einmal am Donnerstag Popmusik hören könnte und die Ländler dafür am Montag zu ihrem verdienten Recht kämen. Es wäre auch der Lehrling, der jeden Montag ausge rechnet während «Sali mitenand» die harte Bank einer Gewerbeschule drücken muss, nicht unglücklich, wenn seine Favoritensendung im Verlauf der Wochen ein wenig alternieren würde.

Dasselbe starre Schema beherrscht meines Erachtens auch die Präsentation der einzelnen Sendungen innerhalb der Leichten Welle. So ist man etwa mit dem Ablauf des «Klingenden Kompasses» schon so vertraut, dass man gar nicht mehr so recht hinhören mag. Das ist eigentlich schade, hat doch die Leichte Welle einen unbestreitbaren Vorzug: Sie präsentiert Unterhaltungsmusik mit ganz wenigen Ausnahmen in ihren originalen Versionen. Sie ist damit eine der ganz

RADIO

Die Leichte Welle

In eigener Sache...

Seit nunmehr sieben Jahren existiert im Schweizer Radio eine Sendung mit dem Titel: Die Leichte Welle. Ursprünglich als Magazinsendung mit Feuilletoncharakter gedacht und einmal pro Woche ausgestrahlt, hat sie im Laufe der Jahre einige Wandlungen durchgemacht. Wandlungen, die ihr möglicherweise zum Vorteil gereichten, ich weiß es nicht. Ich persön-